



Ärzterschaft im World Wide Web

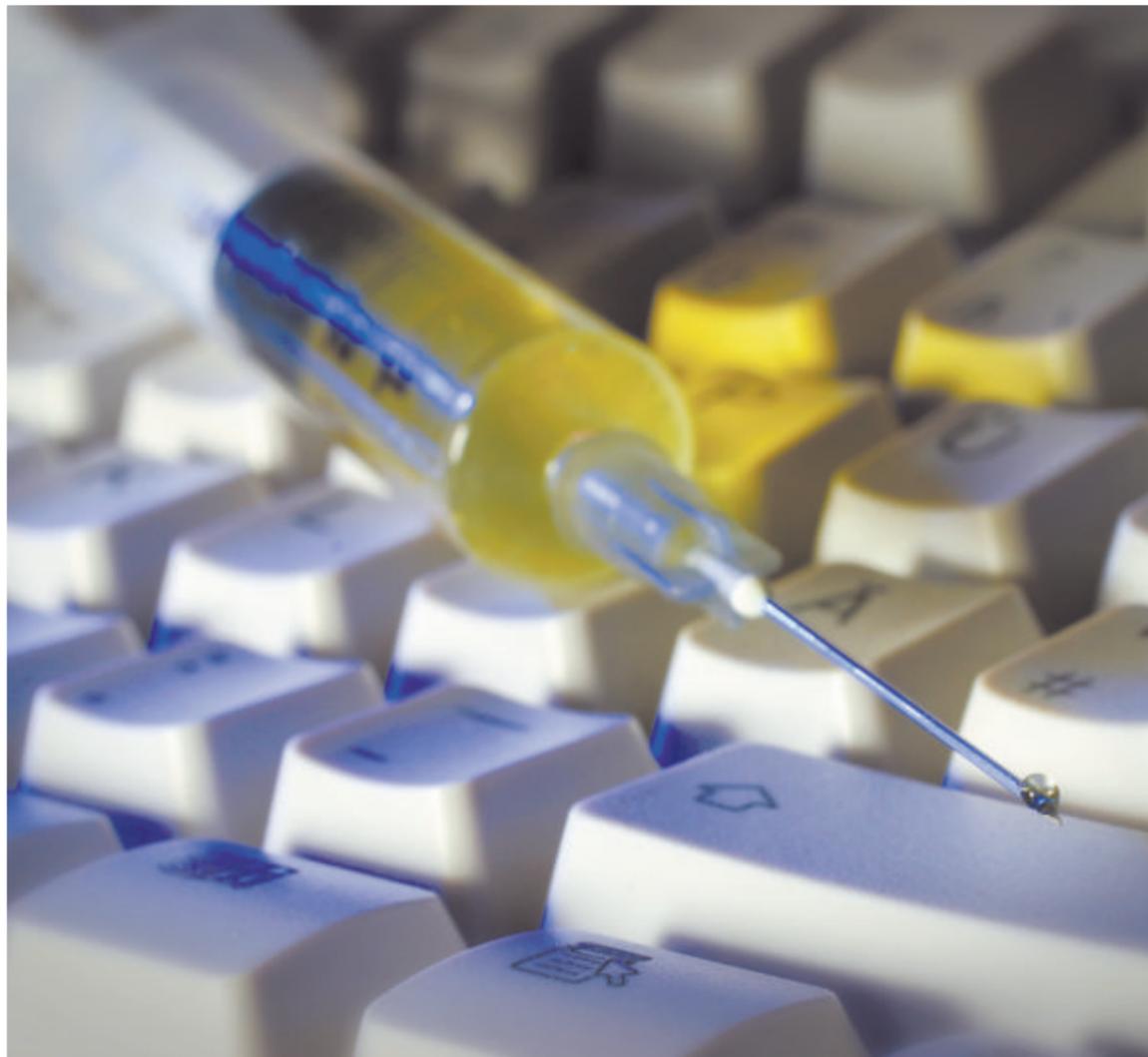
Medizinische Informationen im Internet werden vor allem von der Ärzteschaft noch als Gefahr oder besser als Konkurrenz gesehen und vom Gesetzgeber ignoriert. Dass das noch immer als jung bezeichnete Medium jedoch auch einen großen Nutzen für Arzt und Patient haben kann, zeigen eine Studie der Uni Wien und Stimmen aus der Praxis.

Klaus Lackner

Gesundheit und Medizin sind ein Lieblingsthema der österreichischen Internet-Surfer. Die schier nie endende wollende Informationsquelle wird immer öfter im Hinblick auf Gesundheitsthemen angezapft. Laut Daten von Statistik Austria werden gerade hierzulande Webseiten, die medizinische Informationen anbieten, stark nachgefragt.

Im Jahr 2007 haben 41 Prozent der Internet-Nutzer gesundheitsbezogene Informationen im Internet gesucht. Dabei hat sich herausgestellt, dass Frauen einzig in diesem Bereich wesentlich häufiger das Internet als Quelle heranziehen als Männer. Schlagwörter wie Cyberdokter, Online-Selbsthilfe sowie „mündige“ Patienten deuten dabei auf unterschiedlichste Hoffnungen und Erwartungen hin, die an Online-Gesundheitsinformationen in ihren unterschiedlichsten Formen geknüpft werden.

Auch im politischen Bereich ist hier einiges in Bewegung geraten. Insbesondere auf europäischer Ebene wurde stark auf die Entwicklung und den Ausbau von E-Health, also auf eine von Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT) getragene Neugestaltung des Gesundheitswesens, gesetzt. Dies umfasst Anwendungen wie die umstrittene elektronische Krankenakte, die Fernversorgung durch Kommunikation mit Spezialisten über große Distanzen oder das Monitoring von Patienten zum Beispiel über das Handy. Aber vor allem wird erwartet, dass Patienten und Bürger durch ein Mehr an Information mit ihrer Krankheit besser leben beziehungsweise diese durch entsprechendes Verhalten sogar verhindern können. Nicht zuletzt soll mithilfe von IKT das Medizinsystem einen verstärkten Dienstleistungscharakter annehmen und damit ein neues Bewusstsein in Bezug auf erbrachte beziehungsweise zu erbringende Leistungen sowohl bei Ärzten als auch bei Patienten erwirken.



Durch das Internet verlässt das medizinische Wissen den expertenkontrollierten Raum. Jetzt zählt der mündige Anwender, der die Qualität der Informationsquellen richtig einschätzt. Foto: Bilderbox.com

Da das Internet aber von seiner Konzeption her als offenes Medium gedacht wurde, ergeben sich daraus schnell zwei Problemstellungen: einerseits die Datensicherheit und andererseits der Umgang mit Informationen im Netz, die von medizinischer Seite als falsch und bisweilen sogar gefährlich eingestuft werden. Den Bürger oder besser gesagt den Patienten zu schützen wird daher vor allem vonseiten der Politik als eine der großen Herausforderungen gesehen, die bewältigt werden muss.

Voraussetzung: Transparenz

Nachdem die Einführung der neuen IKT in das Gesundheitssystem eine ganze Palette neuer Möglichkeiten, aber auch

Problemfelder eröffnet, hat die Universitätsprofessorin Ulrike Felt vom Institut für Wissenschaftsforschung der Universität Wien ein vom Wissenschaftsfonds gefördertes Projekt zum Thema „Möglichkeiten und Herausforderungen für die Medizin im Internet-Zeitalter“ durchgeführt und im vergangenen Jahr präsentiert. Dieses sollte das Potenzial, aber auch die Grenzen von Gesundheitsinformationen aus dem Netz aufzeigen. Dabei wurde der Fokus auf die Perspektive des einzelnen Bürgers gerichtet, wobei auch Sichtweisen von Politik, Medien, Internet-Seitenanbietern und Ärzten mit einbezogen wurden.

Die Ergebnisse wurden im Rahmen einer Podiumsdiskussion präsentiert. Für die im

Jahr 2005 gestartete Studie wurden Patienten bei der Suche im Internet beobachtet und deren Verhalten analysiert sowie Befragungen in Arztpraxen durchgeführt. Die wichtigste Erkenntnis ist wohl, dass Online-Gesundheitsinformationen kaum als Ersatz für den Arzt genutzt werden. Doch informieren sich mittlerweile Patienten oft über Foren und andere Plattformen und können mit den Ärzten besser diskutieren. Ein Problem dabei ist die Qualität der Inhalte. Die wenigsten Anwender wissen, dass es ein Gütesiegel (HON) dafür gibt. Viel mehr gehen Anwender von anderen Kriterien wie zum Beispiel dem Aussehen der Seite aus. Eine schlichte Seite wird oftmals als professionell wahr-

genommen. „Das Gütesiegel hat jedoch nichts mit den Inhalten zu tun. Eigentlich geht es um Transparenz“, so Christian Maté, Geschäftsführer von Netdoctor.at. Unter Transparenz versteht er die Offenlegung des Autors sowie Kennzeichnung von Werbung.

Die Community hilft heilen

Die auf Diabetes spezialisierte Allgemeinmedizinerin Susanne Pusarnig kann dem Medium Internet durchaus Positives abgewinnen. „Die User haben die Foren in der Hand und pflegen die Inhalte durchwegs gut“, so die Ärztin. Dass eine gewisse Mündigkeit nicht fehlen darf, ist allen Diskutanten klar. „Die Anwender müssen lernen das Medium zu nutzen. Man muss aber immer kritisch bleiben“, meint Peter Brosch, E-Health-Spezialist im Gesundheitsministerium. Pusarnig legt nach und meint: „Auch wir (die Ärzteschaft, Anm. d. Red.) sind auf Patienten im Netz angewiesen. Hier kann man als Arzt viel schneller über Erfahrungen mit neuen Medikamenten nachlesen, als je Patienten in eine Praxis kommen können.“ Außerdem dürfe man nicht die Selbstheilungskräfte einer Community nicht unterschätzen, betont Netdoctor.at-Geschäftsführer Maté.

Aber auch das E-Mail ist ein Medium, mit dem Patienten besser betreut werden können. So kommuniziert Pusarnig mit ihren Patienten mittels elektronischer Briefe. „Diabetiker müssen Stunde für Stunde Entscheidungen treffen, wie sie sich selbst therapieren. Meine Patienten wissen, dass ich per Internet einfach zu erreichen bin. Viele Dinge kann man durch ein schnelles E-Mail lösen“, sagt die Ärztin, die sich nicht scheut, das gesetzlich nicht korrekte Vorgehen öffentlich zuzugeben. Die Vorteile liegen für sie klar auf der Hand: „Das bringt mehr Zeit für den einzelnen Patienten.“

www.univie.ac.at/wissenschaftsforschung
www.netdoctor.at
www.hon.ch